

Triumph des Herzens

MARIA HILFT IN ALLEN NÖTEN

PDF - Familie Mariens

19.Jg. (II) 2011

Nr. 89

*Das beliebte Marienheiligtum in Altötting
erhält als erster deutscher Wallfahrtsort durch Papst Benedikt XVI.
eine hohe Auszeichnung, die „Goldene Rose“.
Am 15. August 2008 wird sie S. E. Joachim Kardinal Meisner
im Auftrag des Heiligen Vaters überbringen.
Bereits im September 2006 hatte Papst Benedikt XVI.
bei seinem Deutschlandbesuch „Unserer Lieben Frau von Altötting“
seinen Bischofsring geschenkt.
Heute ist der Goldring am Zepter der Gnadenstatue angebracht.*

Unsere Mutter, die „Knotenlöserin“

*Immer schon wandten sich die Christen in ihren Nöten
und Bedrängnissen an Maria, die Mutter des Herrn. So wie sie im Leben Jesu
die größte Bedeutung hatte und in Seinem Leiden und Sterben auf einzigartige Weise
mit Ihm vereint war, so ist es auch ihre Berufung, einem jeden Menschen
ganz persönlich Mutter zu sein. Wie innig dieses geistige Mutter-Kind-Verhältnis
von Gott gewollt ist, haben die Gläubigen im Laufe der Jahrhunderte
immer besser verstanden, bis hin zu Johannes Paul II., dem „Totus-Tuus-Papst“.
Während seines Pontifikates wurde ihm - nicht zuletzt auch durch das Attentat -
immer klarer bewusst, wie entscheidend es ist, sich in diesem apokalyptischen
Endkampf ganz dem Schutz der Schlangenzertreterin anzuvertrauen.
Deshalb weihte er nicht nur sich selbst, sondern auch die Weltkirche und
alle Völker des Erdkreises dem Makellosen Mutterherzen.*

Dieser großen Frau der Offenbarung, die helfend und vermittelnd zwischen Himmel und Erde steht, begegnen wir z. B. in der Wallfahrtskirche St. Peter am Perlach in Augsburg. Dorthin, zur „Knotenlöserin“ (Titelbild), tragen seit Jahrhunderten Hilfesuchende ihre großen und kleinen „Knoten“.

Doch nicht nur auf dem Augsburger Gnadenbild löst die Mutter sorgfältig ein schier hoffnungslos verwirrtes Knotenband. Weltweit beweisen unzählige auffallende Gebetserhörungen und Wunder bis zum heutigen Tag, dass die Mutter wirklich in allen ausweglosen Situationen unseres Lebens helfen kann, wenn wir sie vertrauensvoll in ihre Hände, in ihr Herz legen.

P. Johannes Baptist Reus SJ (1868-1947, vgl. Triumph des Herzens Nr. 59), ein heiligmäßiger deutscher Jesuit, setzte sich in Brasilien 47 Jahre lang als Missionar fast bis zur Erschöpfung ein und bekannte als glühender Marienverehrer rückblickend auf 50 Priesterjahre: „Die liebe Mutter ist es, die mir alles gegeben hat. Ich komme mir vor wie eines der Marienheiligtümer, dessen Wände mit Votivtafeln bedeckt sind, auf denen man liest: Maria hat geholfen ... Wenn ich trotz meiner Unwürdigkeit die Ehre des Priestertums erhielt, so verdanke Unsere Mutter, die „Knotenlöserin“ ich es der Mutter ... Wenn ich das Kleid der Gesellschaft Jesu trage,

so verdanke ich es ihr. Maria hat geholfen. Bei jedem guten Gedanken, bei jedem guten Willensentschluss, bei jedem Akt der Liebe war und ist sie es, die es ermöglicht: Maria hat geholfen. Man lese von innen und man lese von außen, an Leib und Seele, überall steht: Maria hat geholfen. Auf meinem Herzen steht eingepägt: Maria hat geholfen ... In meinen Augen ist es zu lesen: Maria hat geholfen ... Diese Inschrift wird bleiben in alle Ewigkeit, zu ihrer Ehre und zur Freude des Heiligsten Herzens Jesu, zu dem mich die Mutter geführt hat: Maria hat geholfen.“

Dieselbe kindliche Abhängigkeit von der himmlischen Mutter lebte schon 300 Jahre vor P. Reus ein junger Adeliger in einer für ihn sehr schmerzlichen Situation: Franz von Sales (1567-1622), der heilige Bischof von Genf und Gründer des Ordens der Heimsuchung. Während des Studiums bei den Jesuiten in Paris besuchte der Jurastudent täglich mehrmals die berühmte Schwarze Madonna in der Kirche von Saint-Etienne des Grès. Doch als Franz die Lehre Calvins von der Vorherbestimmung kennenlernte, geriet der 17-Jährige in eine

schwere innere Krise. Diese Irrlehre besagt, dass Gott in freier Willkür einen Teil der Menschen auch wenn sie schlecht leben für den Himmel vorherbestimmt hat, und alle übrigen unabhängig von ihrem Handeln und Bemühen zur Verdammnis bestimmt sind. Franz von Sales glaubte sich von Gott zur ewigen Verdammnis prädestiniert, und eine Stimme flüsterte ihm innerlich unentwegt zu: *„Du bist verloren, du bist verdammt!“*

Furchtbar litt Franz unter dieser Vorstellung! In seiner Verzweiflung konnte er weder essen noch schlafen und wurde krank. Zum Glück nahm der gequälte Student jedoch Zuflucht bei der Gottesmutter und eilte, wie so oft, nach St. Etienne des Grès, wo er sich wie ein Ertrinkender beim Muttergottesaltar niederkniete und betete: *„O Herr, immer werde ich Dich lieben, wenigstens in diesem Leben, wenn es mir schon nicht vergönnt sein soll, Dich im ewigen Leben zu lieben.“*

Da bemerkte er eine kleine Tafel an der Mauer, und unter Tränen begann er langsam das dort aufgeschriebene Gebet, das berühmte „Memorare“, „Gedenke, o gütigste Jungfrau“, zu beten:

*„Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria, es ist noch nie gehört worden,
dass jemand, der zu dir seine Zuflucht nahm,
deinen Beistand anrief und um deine Fürbitte flehte,
von dir verlassen worden sei. Von diesem Vertrauen beseelt,
nehme ich meine Zuflucht zu dir, o Jungfrau der Jungfrauen und meine Mutter!
Zu dir komme ich, vor dir stehe ich als sündiger Mensch.
O Mutter des ewigen Wortes, verschmähe meine Bitte nicht,
sondern höre sie gnädig an und erhöre mich!
Amen.“*

Dann bat Franz die Gottesmutter um Gesundheit an Leib und Seele und weihte ihr sein ganzes Leben. Gleichzeitig versprach er ihr, täglich das „Memorare“ und den Rosenkranz zu beten. Als er sich dann erhob, war Franz von Sales vollständig gesund und innerlich völlig im Frieden, frei von allen Skrupeln und Ängsten. Die folgenden 38 Jahre bis zu seinem Tod hielt

er treu sein tägliches Gebetsversprechen, das er *„meine Dienstverpflichtung am Hof meiner Königin“* nannte. Zehn Jahre nach seiner inneren Befreiung wurde Franz von Sales 1594 zum Priester geweiht und erklärte sich sofort bereit, im calvinistischen Teil der Diözese Genf, im Chablais, unter den Irrgläubigen zu wirken. Innerhalb von vier Jahren gelang es ihm, der selbst

so sehr unter dieser Irrlehre gelitten hatte, die gesamte Bevölkerung zum katholischen Glauben zurückzuführen. Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Gottesmutter von zahllosen Gläubigen

und Hilfesuchenden immer wieder durch das „Memorare“ an ihre Fürbittemacht erinnert, und keiner hat es je bereut, durch dieses Gebet bei Maria Zuflucht genommen zu haben.

Die Schlange und der Rosenkranz

Im Februar 1848 besuchte Marchese Roberto d'Azeglio, ein mit Don Bosco befreundeter Senator, das Oratorium in Turin. Der Heilige zeigte seinem adeligen Gast das Haus, und der Marchese war von allem hellauf begeistert.

Am Ende der Besichtigung wandte er sich dennoch mit einem Vorbehalt an den Jugendapostel: „Lassen Sie doch das Beten des Rosenkranzes, das ist nur Zeitverschwendung! Hören Sie auf mit diesem veralteten Herunterleiern von 50 Ave Maria, eines nach dem anderen!“ Da entgegnete ihm Don Bosco:

„Nun, ich halte viel auf diese Praktik; und darauf - ich muss es sagen - ist meine ganze Gründung aufgebaut. Ich wäre bereit, viele andere, sogar wichtige Dinge zu lassen, aber nicht diese.“ Und mit dem ihm eigenen Mut fügte er hinzu: „Falls es nötig sein sollte, wäre ich sogar bereit, auf Ihre kostbare Freundschaft zu verzichten; niemals aber werde ich auf das Rosenkranzgebet verzichten!“ Auch durch seine „Träume“ - eigentlich Visionen - wurde Don Bosco ermutigt, seine Jungen zum treuen Rosenkranzgebet zu erziehen. Einen dieser Träume hatte er an der Vigil zum Fest Maria Aufnahme in den Himmel 1862.

Es träumte mir, ich sei mit all meinen Jugendlichen in meinem Heimatdorf, im Haus meines Bruders. Da kam jener Führer, der mich für gewöhnlich in meinen Träumen begleitete, und lud mich ein, ihm auf die an unseren Hof angrenzende Wiese zu folgen. Dort wies er auf eine dicke, sieben bis acht Meter lange Riesenschlange. Ich erschrak und wollte fliehen. Doch der Führer ermutigte mich, keine Angst zu haben und zu bleiben. Dann ging er, holte ein Seil und kehrte mit den Worten zu mir zurück: „Nimm das eine Seilende und halte es gut fest; ich werde das andere Ende nehmen, und wir spannen das Seil über die Schlange.“ - „Und dann?“ - „Und dann schlagen wir sie damit auf den Rücken.“ - „Aber nein, um Gottes Willen! Wehe, wenn wir dies tun! Die

Schlange würde sich wild umdrehen und uns in Stücke reißen“, wehrte ich mich.

Doch der Führer insistierte und versicherte mir, dass die Schlange mir nichts Böses antun werde. Er redete mir so lange zu, bis ich schließlich einwilligte und tat, was er mir sagte. Und schon hob er das Seil hoch und versetzte dem Reptil damit einen harten Peitschenhieb auf den Rücken. Augenblicklich bäumte sich die Schlange auf und warf den Kopf herum, um zu beißen, was sie erreichen konnte. Dabei aber verwickelte und verknotete sie sich immer mehr in das Seil. „Halte das Seil gespannt und lass es nicht los!“, rief der Führer laut und knotete das Seilende, das er in der Hand hielt, an einem nahen Birnbaum fest. Dann band er das andere Seilende, das ich festhielt, an das Eisengitter

eines Fensters des Hauses. Währenddessen schlug die Schlange wild um sich und prallte mit dem Kopf und dem ganzen Körper immer wieder so hart auf den Wiesenboden, dass sich ganze Fleischstücke von ihrem Körper lösten und in weitem Bogen herumflogen, bis schlussendlich nur noch ihr Skelett auf dem Boden lag. Nachdem die Schlange tot war, löste der Führer das Seil vom Baum und vom Fenstergitter, wickelte es auf und verschloss es in einer Kiste. Nach einiger Zeit öffnete er sie wieder, und zu meiner Verwunderung sah ich mit den Jugendlichen, die um mich geschart waren, dass das Seil so dalag, dass es die Worte „Ave Maria“ formte. Dann erklärte der Führer: „Die Schlange stellt den Dämon dar und das Seil das ‚Ave Maria‘ oder besser gesagt, den Rosenkranz, durch den man alle Dämonen der Hölle bekämpfen, besiegen und vernichten kann!“ In diesem Moment sah ich in einer schmerzlichen Szene, wie die Jugendlichen die Stücke des Schlangenfleisches sammelten, sie aßen und sich dadurch vergifteten. Ich war zutiefst beunruhigt, denn trotz meiner Warnungen aßen sie weiter. Ich rief dem einen laut eine Warnung zu, dann

einem anderen, gab dem einen eine Ohrfeige, einem anderen versetzte ich einen Fausthieb, um sie am Essen zu hindern. Aber vergeblich! Ich war ganz außer mir, als ich um mich herum immer mehr Jugendliche in erbärmlichem Zustand auf dem Boden liegen sah. Hilfesuchend wandte ich mich an den Führer. „Aber gibt es denn kein Heilmittel gegen so viel Böses?“ - „Doch, natürlich gibt es eines!“ - „Und welches?“ - „Es gibt nur eines: Amboss und Hammer.“ - „Wie? Soll ich sie vielleicht auf den Amboss legen und mit dem Hammer schlagen?“ - „Nun“, antwortete der Führer, „der Hammer bedeutet die Hl. Beichte und der Amboss die Hl. Kommunion. Das sind die beiden Heilmittel, die man anwenden muss!“ Tatsächlich ist es so: Wie Eisen auf dem Amboss immer und immer wieder mit dem Hammer bearbeitet wird, um geformt zu werden, so werden auch wir im geistlichen Leben geformt und immer neu gestärkt durch den wiederholten Empfang der Hl. Beichte und der Hl. Kommunion. Zusammen mit dem Rosenkranz sind dies unsere wirksamsten Mittel auf dem Weg der Heiligung.

Quelle, aus dem Italienischen: Pietro Zerbino, I sogni di Don Bosco, Elledici 1995

Die Heilung der „kleinen Araberin“

*Die stigmatisierte Mystikerin und Karmelitin
Mirjam Baouardy (1846-1878), die bei ihrer Seligsprechung 1983
zur „Friedenspatronin des Nahen Ostens“ ernannt wurde,
stammt aus dem kleinen Dorf Abellin in Galiläa,
nur 25 km von Nazaret entfernt. Diese christliche Palästinenserin
Mirjam von Abellin, vielen besser bekannt als die „kleine Araberin“,
hat von klein auf in ganz außergewöhnlicher Weise
die Hilfe Mariens in ihrem bewegten Leben erfahren.*

Nachdem die 3-jährige Mirjam und ihr zwei Jahre jüngerer Bruder Bulos (Paul) die Eltern 1849 kurz nacheinander verloren hatten, kamen die zwei Kleinen zu verschiedenen Verwandten. Die Waise wuchs in der Familie eines wohlhabenden Onkels in Alexandrien/Ägypten auf. Immer mehr fiel ihre große Marienliebe auf, zu der sie eigentlich niemand anhielt. Samstags fastete die Kleine aus Liebe zur Gottesmutter und verbrachte Stunden vor einer Marienikone, so dass ein Besucher sie einmal fragte: „*Wird es dir nie zu viel, so lange zu beten?*“ Da gab sie die ungewöhnliche Antwort: „*Die Tochter langweilt sich nie bei ihrer Mutter ... Bei ihr fühle ich mich wohl.*“ Für Mirjam änderte sich jedoch alles auf dramatische Weise, als sie kurz vor ihrem 13. Geburtstag nach orientalischem Brauch, ohne gefragt zu werden, mit dem Bruder ihrer Adoptivmutter, einem Christen aus Kairo, verlobt wurde. In der Nacht vor der Hochzeit flehte sie zur Gottesmutter um Hilfe und vernahm dann im Schlaf die Worte: „*Mirjam, ich bin bei dir. Folge meiner Eingebung. Ich werde dir helfen.*“ Am Morgen schnitt die junge Braut voll neuen Mutes ihr langes schwarzes Haar ab, reichte es zusammen mit dem Brautschmuck auf einem Tablett der schockierten Familie und sagte entschlossen: „*Nur Jesus ist mein Bräutigam!*“ Alles Zureden des Onkels, Misshandlungen und auch drei Monate Sklavendienst im eigenen Haus änderten nichts an Mirjams Entscheidung. Als aber der Beichtvater ihr die Lossprechung und die hl. Kommunion verweigerte, beschloss sie, ihren Bruder Bulos, der in Galiläa lebte, in einem Brief um Hilfe zu bitten. Heimlich suchte sie deshalb einen ehemaligen muslimischen Diener des Onkels auf, um ihm den Brief mitzugeben. Als der Moslem jedoch zudringlich wurde und sie zwingen wollte, ihn zu heiraten und zum Islam überzutreten, wehrte sie sich tapfer: „*Wenn ich einen Christen abgewiesen habe, werde ich dann einen Moslem nehmen? Ich soll eine Muslimin werden? Nein, niemals! Ich bin eine Tochter der katholischen, apostolischen und römischen Kirche und hoffe, mit Gottes Gnade bis zum Tod in meiner Religion, die allein wahr ist, zu bleiben!*“ Das war für den

Moslem zu viel! Augenblicklich attackierte er die 12-Jährige, und in seiner Wut schnitt er ihr mit dem Krummsäbel die Kehle durch, wickelte die blutüberströmte Tote in einen Mantel und warf sie in eine dunkle Gasse. Später, als Karmelitin, nannte Mirjam ihr Martyrium vom 7. auf den 8. September 1858 ihre „Bluthochzeit“ und feierte den Jahrestag stets am Fest Maria Geburt. Im Gehorsam berichtete sie wiederholt, was nach ihrer Ermordung weiter geschah: „*Ich befand mich im Himmel und sah die Heilige Jungfrau, die Engel und die Heiligen ... und auch meine Eltern ... Da sagte jemand zu mir: ‚Du bist Jungfrau, das ist wahr, aber dein Buch ist noch nicht vollendet.‘*“ Weiter erzählte Mirjam, wie sie in der Mordnacht bei diesen Worten erwacht war und sich plötzlich in einer Grotte befand. Bei ihr war eine Ordensfrau in hellblauem Kleid und hellblauem Schleier, die ihr sagte, sie habe sie in einer Gasse gefunden, in diese Grotte getragen und ihre Wunde verbunden. Ansonsten war die geheimnisvolle Ordensfrau schweigsam, befeuchtete nur von Zeit zu Zeit die Lippen der Kranken und ließ sie sonst fast immer schlafen. Mirjam glaubte, fast vier Wochen in der Grotte gewesen zu sein, als die Ordensfrau ihr eine köstliche Suppe reichte. Als sie mehr davon wollte, entgegnete ihre Pflegerin: „*Mirjam, mach es nicht wie die Leute, die nie zufrieden sind. Sag immer: ‚Es genügt.‘ Sei immer zufrieden, auch wenn du leiden musst, und Gott, der gütig ist, wird dir das Notwendige schicken.*“ Als die Halswunde dann endgültig vernarbt war und die Geheilte aufstehen konnte, führte sie die geheimnisvolle Frau nach Alexandrien in die Franziskanerkirche St. Katharina zu einem Beichtvater. Als Mirjam den Beichtstuhl verließ, war ihre Wohltäterin verschwunden. Doch in ihrem Leben traf alles exakt so ein, wie die Ordensfrau es ihr in der Grotte prophezeit hatte: „*Du wirst nach Frankreich gehen, um dort Ordensfrau zu werden. Du wirst ein Kind des hl. Josef sein, bevor du eine Tochter der hl. Teresa wirst ... Sterben wirst du ... zu Betlehem.*“ Dass Mirjams Heilung in der Grotte kein Traum war, bewies zeitlebens vor allem jene 1 cm breite und 10 cm lange Narbe auf der

gesamten Vorderseite des Halses. Mediziner in Frankreich, Indien und Betlehem untersuchten diese Narbe genau, die im Gegensatz zum übrigen Körper schneeweiß und von viel zarterer Haut war. Dr. Duboué, der Hausarzt des Karmels von Pau, erklärte 1875 übereinstimmend mit zwei anderen Ärzten, dass Mirjam mit dieser vernarbten Kehle normalerweise gar nicht leben könne, da mehrere Ringe ihrer Luftröhre fehlten. Die Novizenmeisterin Maria vom Kinde Jesu bestätigte dies in einem Schreiben: *„Ein angesehenen, ungläubiger Arzt aus Marseille, der Mirjam behandelte, musste eingestehen: ‚Es muss einen Gott geben, denn auf natürliche Weise kann diese Schwester nicht leben.‘“* Wer aber war die

geheimnisvolle Pflegerin im hellblauen Kleid? 1874, am Jahrestag des Martyriums, sagte Mirjam in Ekstase: *„An diesem Tag war ich bei meiner Mutter. An diesem Tag weihte ich Maria mein Leben. Man hatte mir die Kehle durchschnitten, und am nächsten Tag hat Maria mich geholt.“* Ein Jahr später bestätigte Mirjam ihrem geistlichen Vater P. Estrade: *„Ich weiß jetzt, dass die Ordensfrau, die mich nach meinem Martyrium gepflegt hat, die Muttergottes war.“* Und 20 Jahre nach dieser Heilung flüsterte Mirjam im Sterben: *„Sie hat mir Suppe gekocht. O, welch herrliche Suppe! Ich habe noch den Geschmack im Mund. Sie hat versprochen, mir in meiner letzten Stunde noch einen kleinen Löffel davon zu geben.“*

Quelle: A. Brunot, Licht vom Tabor, Mirjam die kleine Araberin, Christiana Verlag 1983

Ein Verehrer Mariens geht nicht verloren

Der ein oder andere, der in den weitläufigen Abteilungen der Vatikanischen Museen war, hat bestimmt auch den großen „Immaculata-Saal“ mit seinen farbenprächtigen Frescos besichtigt. Dort befindet sich unter anderen Werken des italienischen Malers Francesco Podesti (1800-1895) auch jenes berühmte Wandgemälde, auf dem der Künstler die Verkündigung des Dogmas der Immaculata festhielt: Papst Pius IX., umgeben von Kardinälen, Bischöfen, Theologen, Priestern und Gläubigen, erklärt am 8. Dezember 1854 im Petersdom die Gnadenvoll-Makellose Empfängnis der Jungfrau Maria zum Glaubenssatz.

Als das Gemälde fertiggestellt war, kam Papst Pius IX. (1792-1878), schaute sich das Kunstwerk aufmerksam an und wies dabei auf einen Jesuiten: *„Das ist Perrone, ein großer*

Theologe, der ein ausgezeichnetes Buch über die Gottesmutter geschrieben hat. Und das ist Passaglia (1812-1887), unser großer Passaglia, ein frommer Priester,

der die Gottesmutter innig liebt und über die Immaculata ein dreibändiges Werk verfasst hat. Schön haben Sie ihn dargestellt, Meister! Er wirkt wie lebendig.“ Darauf entgegnete der Künstler: *„Ich habe Passaglia in das Gemälde hineingenommen, weil er wie eine Säule für das Dogma über die Unbefleckte Empfängnis ist.“* *„Nein, lieber Meister“,* erwiderte der Papst. *„Säule jenes Glaubenssatzes ist weder Passaglia noch Pius IX., sondern nur die Wahrheit selbst. Sie wissen doch, wie wir Menschen sind, schwach und gebrechlich. Wie könnte ein Mensch eine Säule sein?“*

Auf dem Heimweg dachte Podesti noch lange über die Worte des Heiligen Vaters nach. Hatte nicht der Jesuitenpater Passaglia wesentlich zur Verteidigung und zu den Vorbereitungen der Definition des neuen Mariendogmas beigetragen und dazu 1855, nur wenige Monate nach der Dogmenverkündigung, drei dicke Bände über die Immaculata veröffentlicht? Nur vier Jahre sollten vergehen, bis sich in Rom und dann in ganz Italien eine unglaubliche Nachricht verbreitete: P. Passaglia SJ, der brillante 47-jährige Professor an der päpstlichen, römischen Universität Gregoriana, hatte 1859 wegen seiner kirchenpolitischen Anschauungen den Jesuitenorden verlassen. Doch Papst Pius IX. verlieh ihm in seiner immer noch hohen Wertschätzung einen Lehrstuhl an der Universität Sapienza in Rom. Als Passaglia sich aber 1860 mit seinem aufsehenerregenden Werk „Pro causa Italia“ gegen Papst und Kurie wandte, wurde ihm die Professur entzogen. Er musste sogar aus Rom fliehen, und 1862 wurde er vom priesterlichen Dienst suspendiert. Daraufhin legte er in Turin nicht nur sein Priestergewand ab, sondern setzte als Herausgeber der kirchenfeindlichen Wochenzeitschrift „Il Mediatore“ seinen Kampf gegen Papst und Kurie unerbittlich fort. Einzig vom Glauben fiel Passaglia nicht ab.

Nachdem dieser Skandal bereits überall bekannt war, kam Meister Podesti erneut zu Papst Pius IX. und sagte: *„Heiliger Vater, befehlen Sie mir, vom Gemälde im Immaculata-Saal die Darstellung Passaglias wegzunehmen, und*

erlauben Sie mir, an seiner Stelle einen anderen katholischen Theologen zu malen.“ Da erwiderte der Papst: *„Und was wird sein, wenn sich sein Nachfolger auf dem Bild auch so schwach zeigt? Nein, ich erlaube es nicht, Passaglias Gestalt zu übermalen. Viele Jahre hat er mit seinem hervorragenden Verstand zur Ehre der Gottesmutter gearbeitet, und sie wird es nicht erlauben, dass er verlorengel! Nein, ein solcher Verehrer Mariens geht nicht verloren! Und außerdem: wie viele Apostel gibt es auf der Darstellung des Abendmahles? Alle zwölf!“* Da antwortete der Maler leise: *„Heiliger Vater, ich verstehe!“* Und so blieb die Gestalt Passaglias auf dem Gemälde und ist bis heute dort zu sehen!

Über zwei Jahrzehnte lang hatte Passaglia alle Versöhnungsversuche vonseiten Roms abgelehnt. Erst als er todkrank ans Bett gefesselt war, begann der 75-Jährige in Einsamkeit und Stille über sein vergangenes Leben nachzudenken. Niemand durfte ihn besuchen, bis etwas völlig Unerwartetes geschah: Passaglia ließ einen Priester ans Sterbebett rufen und weinte lange, ehe er endlich zu sprechen begann und sein schreckliches Irregehen eingestand. Laut rief er: *„Ich bereue, dass ich den Weg Mariens verlassen habe, denn damals war ich am glücklichsten. Wie konnte ich nur ihre liebevoll helfende Hand loslassen? Jetzt sehe ich, wie verblendet ich war! Aber ich will nicht verlorengel!“* Man reichte ihm einen öffentlichen Widerruf, den er ohne Zögern unterzeichnete und der später dem Erzbischof von Turin, Kardinal Gaetano Alimonda, übergeben wurde. Darin ergänzte der Reumütige: *„Ich, unterzeichnender Carlo Passaglia, erkläre, dass ich meinem Irrweg entsage und ihn verwerfe, wie auch all das, was die Kirche verworfen hat ...“* Dann beichtete er. Als ihm der Beichtvater anschließend die Priesterstola über die Schultern legte, fragte Passaglia ergriffen: *„Bin ich es wert, wieder das priesterliche Gewand anzuziehen?“* Er betete innig das Credo und empfing nach stiller Vorbereitung die Hl. Eucharistie. Der Versöhnte weinte vor Glück. Die einst von ihm

so verehrte Immaculata hatte ihn wirklich nicht verlorengehen lassen. Vier Tage später, am 12. März 1887, starb er, das „Gegrüßt seist du, Maria“ betend. Vielleicht fragen wir uns nun, wie ein so inniger Verehrer der Gottesmutter und allseits geschätzter Jesuitenpater derart abirren konnte? Aufschlussreich dazu ist eine wichtige Tatsache, die Historiker herausfanden:

In der Zeit, da Passaglia sein dreibändiges Werk über die Immaculata schrieb, hatte er das Gebet unterlassen, um Zeit zu gewinnen und sein Werk möglichst rasch vollenden zu können. Dies aber zeigt uns klar: Das tägliche persönliche Gebet, die Vereinigung mit Gott, kann durch nichts, nicht einmal durch das Studium über Maria, die Immaculata, ersetzt werden!

Die Macht der Weihe an Maria

Auch wenn äußerlich verborgen bleibt, was sich in den letzten Augenblicken vor dem Sterben in einer Menschenseele abspielt, so ist doch eines sicher: Es sind die bedeutendsten und entscheidendsten Momente im Erdenleben eines Menschen. Denn in der Sterbestunde begegnet jede Seele ihrem liebenden Gott und trifft klar und mit freiem Willen die wichtigste Entscheidung für die ganze Ewigkeit. Wie sehr wir einander im Sterben geistig beistehen und helfen dürfen, besonders aber die Heiligen und in einzigartiger Weise die Gottesmutter, zeigt folgendes Beispiel aus dem Leben des berühmten jüdischen Pianisten Hermann Cohen, dem späteren heiligmäßigen Karmeliten P. Augustin Maria vom Heiligsten Sakrament (vgl. Triumph des Herzens Nr. 73). Die Rettung seiner jüdischen Mutter für das ewige Leben zeigt sehr schön, welche Hilfe Maria dem ihr geweihten Kind schenken darf, auch wenn das Kind dies gar nicht weiß.

Während seines Predigtapostolates in Frankreich erreichte P. Augustin (1821-1871) im Dezember 1855 in Lyon die schmerzliche Nachricht, dass seine Mutter, Rosalie Benjamin Cohen, gestorben war, ohne dass sie das geringste Anzeichen einer Bekehrung gezeigt hatte. Es war P. Augustin zu seinem großen Leid nicht möglich gewesen, ihr im Sterben beizustehen. Für ihn begann nun die schwere Prüfung der Ungewissheit, ob seine jüdische Mutter, die sich stets gegen seine Konversion gewehrt und für deren Bekehrung er so viel gebetet hatte, wohl gerettet sei. Erst sechs Jahre später schenkte ihm Gott die Sicherheit, dass sein Gebet erhört worden war. Doch auch während dieser langen Jahre blieb P. Augustin trotz seines Schmerzes stets überzeugt: „Wir

dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, dass in diesem letzten Moment, den wir nicht kennen, etwas zwischen der Seele meiner Mutter und Gott vorgegangen ist.“ Obschon er seinem Vertrauen auf das mütterliche Eingreifen der Gottesmutter treu blieb, kannte er doch Angst und Bangigkeit um das Seelenheil seiner Mutter. Deshalb wandte er sich an seinen heiligen Freund, den Pfarrer von Ars, Johannes Vianney tröstete ihn nicht nur, sondern gab ihm auch eine schöne Verheißung: „*Hoffen Sie! Hoffen Sie! Sie werden am Tag der Unbefleckten Empfängnis einen Brief erhalten, der Ihnen viel Trost schenken wird.*“ Tatsächlich erhielt P. Augustin am 8. Dezember 1861 einen Brief von Léonie Guillemant, einer heiligmäßigen

Mystikerin. In diesem Brief stand geschrieben, was ihr am 18. Oktober 1861 von Jesus in einer Vision geoffenbart worden war: *„Mein Jesus erleuchtete mich mit einem göttlichen Licht ... Im Moment, als die Mutter von P. Augustin im Begriff war, ihren letzten Seufzer zu tun - sie schien schon ohne Bewusstsein und fast ohne Leben -, da trat Maria, unsere geliebte Mutter, vor ihren göttlichen Sohn. Sie verneigte sich tief vor Ihm und sprach: ‚Gnade, Barmherzigkeit, o mein Sohn, für diese Seele, die verlorengelassen. Noch ein Augenblick, und sie ist verloren, verloren für alle Ewigkeit. Ich flehe Dich an, gewähre für die Mutter meines Dieners Augustin, was Du wünschen würdest, dass er für Deine Mutter tun würde, wenn sie an ihrer Stelle wäre und Du an seiner. Die Seele seiner Mutter ist sein kostbarster Besitz, tausendmal hat er sie mir geweiht; er hat sie der Zärtlichkeit, dem Wohlwollen und der Güte meines Herzens anvertraut. Könnte ich es ertragen, dass sie verlorengelassen? Nein, nein! Diese Seele ist mein! Ich will sie, ich fordere sie*

als Erbe ein, als Preis Deines Blutes und meines bitteren Leidens zu Füßen Deines Kreuzes.‘ Noch im selben Augenblick, als die himmlische Fürbitterin zu sprechen aufhörte, entströmte dem Herzen Jesu, dem Quell jeder Gnade, eine starke und mächtige Gnade und erleuchtete die Seele dieser armen sterbenden Jüdin. Sofort triumphierte diese machtvolle Gnade über ihre Hartnäckigkeit und über all ihre Widerstände, und die Seele (der Jüdin) wandte sich nun mit liebendem Vertrauen Jenem zu, der sie bis in den Tod mit Seiner Barmherzigkeit verfolgt hatte. Sie sagte zu Ihm: ‚O Jesus, Gott der Christen, Du Gott, den mein Sohn anbetet, ich glaube, ich hoffe auf Dich, hab Erbarmen mit mir!‘“

So konnte P. Augustin mit großer Freude über die Rettung der Mutter an seine Schwester Henriette in Paris schreiben, die er zum katholischen Glauben geführt hatte: *„Wir dürfen der frohen Botschaft Glauben schenken. Mutters Rettung ist die größte Gnade, die Maria, die Immaculata, schenken konnte!“*

Quelle: Dom Jean Marie Beaurin,
Flèche de Feu - Biographie du Père Augustin Marie du Très Saint Sacrement, Hermann Cohen

Siegerin über andere Mächte

Der talentierte akademische Maler Adam Chmielowski (1845-1916) und spätere Bruder Albert, Gründer der Grauen Brüder und Schwestern, verstand es nicht nur, das leidende Antlitz Christi in die Herzen der Bettler „zu malen“. Er wurde auch für seinen polnischen Landsmann, Papst Johannes Paul II., der ihn 1983 selig- und 1989 heiligsprach, zum Helfer auf dem Weg zum Priestertum. In seinem Buch „Auf, lasst uns gehen!“ schrieb der Heilige Vater darüber: „Einen besonderen Platz in meinen Erinnerungen und mehr noch in meinem Herzen hat Bruder Albert. Seine Persönlichkeit faszinierte mich. Ich sah in ihm ein Vorbild, das auf mich zugeschnitten war:

*Er hatte die Kunst aufgegeben, um Diener der Armen,
der Landstreicher zu werden. Seine Geschichte half mir sehr,
die Kunst und das Theater hinter mir zu lassen, um ins Seminar einzutreten.“
Doch auch der „heilige Armenapostel“ musste seinen Berufungsweg erst finden,
und dabei spielte Maria eine wichtige Rolle.*

Als junger Kunststudent lernte Adam Chmielowski 1868 in Krakau, dem polnischen Kunst- und Kulturzentrum, die Siemienskis kennen. Oft war er zu Besuch im berühmten Salon seines Mäzens, Lucian Siemienski, einem exzellenten Erzähler und Professor an der philosophischen Fakultät Krakaus, und dessen adeliger Frau Luise. Noch nach vielen Jahren, als Adam schon lange Bruder Albert war, sprach er mit Rührung von Frau Siemienska, die als tiefgläubige marianische Christin für ihn zur geistigen Wohltäterin geworden war. Lucian Siemienski schloss Gott zwar nicht aus dem Leben aus, doch als Mann seiner Zeit und seines Milieus wandte er sich neugierig verschiedenen spiritistischen Geistesströmungen aus dem Westen zu. So ging er sonntags zwar zur Hl. Messe, doch abends vergnügte er sich bei spiritistischen Sitzungen mit seinen Freunden - Malern, Dichtern, Schauspielern und Sängern. Auch Adam, irgendwie gläubig, aber kaum praktizierend, lehnte es nicht ab, dabei zu sein. Luise Siemienska hingegen litt sehr darunter, dass Lucian und seine Gäste sich begeistert auf diese gefährlichen spiritistischen Praktiken einließen. So wandte sie sich an ihren Beichtvater, der ihr riet: „Nehmen Sie vertrauensvoll den Rosenkranz und beten Sie ruhig, ohne sich aber in die Séance einzumischen.“ Was dann geschah, schilderte Bruder Albert Jahre

später: „Eines Tages saßen wir um einen großen Eichentisch, der so schwer war, dass zwei Männer ihn kaum von der Stelle rücken konnten. Unter unseren Fingern aber begann er zu wackeln und sich zu drehen. Er antwortete auf unsere Fragen durch kurzes, heftiges Klopfen. Noch nie hatte er derart entfesselt reagiert. Frau Siemienska saß in einer Fensternische und betete den Rosenkranz. Wir hingegen wirbelten mit diesem teuflisch hüpfenden Tisch in wilden Drehungen durch den ganzen Saal. Schließlich hielt es Frau Siemienska nicht mehr aus. Unvermittelt stand sie auf, kam auf uns zu und warf ihren Rosenkranz mitten auf den sich drehenden Tisch. Wir hörten etwas wie einen Pistolenschuss knallen, und der Tisch kam jäh zum Stehen. Als die Lichter wieder angezündet waren, sahen wir, dass er mitten entzweigebrochen war: die massive Eichenplatte war der ganzen Länge ihres Durchmessers nach gespalten, obwohl sie von unten mit Eisenklammern zusammengehalten worden war. Von diesem Tag an haben wir uns niemals mehr mit Tischrücken vergnügt.“ Wie prägend war doch dieses Erlebnis für Adams Zukunft! Ein einfacher Rosenkranz hatte eine unsichtbare dämonische Macht bezwungen!

Quelle: Maria Winowska, Das verhöhnte Antlitz, Das Leben des Bruders Albert von Polen, Otto Müller Verlag

Es war bei Petrowskaja

Noch heute ist P. Max Konrad Gietzinger (1912-1987) aus Untereching, Pfarrei St. Georgen im Salzburger Flachgau, seinen Mitbrüdern der Mariannahiller Missionsgemeinschaft sowie Priestern, Verwandten und Gläubigen seiner Heimat und vielleicht sogar manchen noch lebenden Kriegskameraden als „beeindruckende Priestergestalt“ gut in Erinnerung.

Kaum war er 1939 zum Priester geweiht, musste der junge Kaplan schon wenige Monate später als Sanitäter an die Front nach Frankreich, Russland und auf den Balkan. Der Salzburger Neupriester, ein hilfsbereiter Beter, war bei allen Kriegskameradensehr beliebt, so dass später einer von ihnen, der Priester Josef Keryi aus Freiburg im Breisgau, über ihn schrieb: *„Du warst der beste und selbstloseste Krankenpfleger der ganzen I. Gebirgsdivision und bist niemals vor einem auch noch so großen Opfer zurückgeschreckt. Unzähligen Kameraden warst du körperlich und seelisch ein Helfer und ein Retter, vor allem mit dem Rosenkranz in der Hand, ja gerade deswegen!“* Von der Macht des Rosenkranzes spricht auch jener eindruckliche Bericht, den der Geistliche Rat Herbert Kessel aus Türkheim/D im Jahr 1987 anlässlich des Todes seines Kameraden an die Marianhill-Missionare schickte. Pfarrer Kessel sprach mit Dankbarkeit von Max Gietzinger als *„heiligmäßigem Mann“*, der ihn 1943 gepflegt hatte und *„der es wert ist, dass man ihn nicht vergisst“*.

„In der Nähe von Petrowskaja hatte die Kompanie 20 Schwerverwundete bei sich, und weil die Russen anrückten, bestand im Augenblick die einzige Rettung im Rückzug. Der Kompaniechef, der zugleich Arzt war, stand vor einer schweren Entscheidung: entweder zusammen mit den Verwundeten den Rückzug antreten - was natürlich viel langsamer geschehen müsste und für alle den Tod oder die Deportation nach Sibirien bedeuten würde - oder aber 20 Verwundete zurücklassen, um die übrigen 200 Mann zu retten. Schon wurde es dunkel, und die Zeit drängte. So ließ der Offizier die ganze Kompanie

antreten und gab bekannt, dass er sich schweren Herzens entschlossen habe, die Verwundeten zurückzulassen. Falls einer von ihnen bereit sei, freiwillig mit den Verletzten zurückzubleiben, habe er die Erlaubnis. Es herrschte Totenstille! Dann trat unvermittelt ein blasser Sanitäter vor, Obergefreiter Max Gietzinger, ein junger Kaplan aus der Diözese Salzburg, und gab mit zittriger Stimme zu verstehen, er wolle bei den verwundeten Kameraden bleiben. Auch als er vom Kompaniechef darauf aufmerksam gemacht wurde, dass er nach menschlichem Ermessen mit dem Tod rechnen müsse und es ihm niemand verargen würde, wenn er seine Entscheidung zurücknehme, blieb Kaplan Gietzinger bei seinem Entschluss. Daraufhin wurden die Verwundeten eilends in das größte Haus an der Hauptstraße in der Ortsmitte gebracht. Dann zog die Kompanie rasch von Petrowskaja ab, um dem nahenden Feind zu entgehen. In der Nacht war es so weit: Die Russen marschierten auf der Hauptstraße ein und besetzten alle Häuser, eines nach dem anderen. Nur das größte Haus im Ortszentrum, wo 20 deutsche Soldaten in Schmerzen und Todesangst auf dem bloßen Boden lagen und ein junger Kaplan mit dem Rosenkranz in der Hand mitten unter ihnen kniete, schienen sie als einziges völlig zu übersehen! Ja, Gietzinger hatte seine ganze Zuflucht zum Rosenkranzgebet genommen und versorgte immer weiter betend die Verwundeten. Nur ab und zu spähte er scheu durchs Fenster auf die Straße hinaus, wo ein reges Kommen und Gehen der Russen herrschte, und nahm dann noch entschlossener den Rosenkranz zur Hand. Unerklärlicherweise hatte immer noch keiner der feindlichen Soldaten das große Haus mit den

versteckten Verwundeten betreten. Und nicht nur das! Als der Morgen anbrach, konnten die deutschen Truppen einen Gegenstoß wagen, und es gelang ihnen, die 20 Verwundeten mit ihrem immer noch betenden Sanitäter zu befreien. Sie alle waren damals fest überzeugt: Maria hatte sie

gerettet! Es war bestimmt auch kein Zufall, dass Max Gietzinger gerade am 31. Mai 1945 aus der Gefangenschaft nach Hause zurückkehrte, gerade rechtzeitig zur letzten Maiandacht in Obereching.

Quelle: Georg Thalmaier, Heimat St. Georgen, Unterwegs mit der Fahne des hl. Georg

Maria war mein Leuchtturm

In jeder freien Minute ließ Mutter Teresa von Kalkutta (1910-1997) die Perlen des Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten. Alles, was sie tat, ihr ganzes Werk und sich selbst hatte sie Maria geweiht. Keiner ging von ihr weg, dem sie nicht die Wundertätige Medaille mit auf seinen Lebensweg gegeben hätte, denn sie selbst wusste sich ganz als Kind dieser Mutter.

Als Bischof Paul Maria Hnilica sie einmal auf ihre Beziehung zur Gottesmutter ansprach, erzählte sie ihm ein Ereignis aus ihrer Kindheit:

„Die Liebe zur Gottesmutter verdanke ich meiner Mutter.

Als ich mit sieben oder acht Jahren im Park mit ihr spazieren ging und sie mich an der Hand führte, sagte sie zu mir: ‚Lass dich immer so von der Gottesmutter führen, wie ich dich jetzt an der Hand halte.‘

Und so tue ich nichts anderes, als mich von der himmlischen Mutter führen zu lassen. Das ist das Geheimnis meines Erfolges.“

Erst im vergangenen Jahr wurde im deutschsprachigen Raum durch die Veröffentlichung von Briefen und Tagebuchaufzeichnungen Mutter Teresas bekannt, in welchem Glaubensdunkel die Heilige über 40 Jahre lang gelebt hatte. Wer hätte das gedacht, wenn man dieser so tatkräftigen, stets lächelnden Frau begegnete! In einem Brief an ihren geistlichen Begleiter P. Neuner SJ schrieb sie: „... *Seit den Jahren 49 oder 50 dieses furchtbare Gefühl der Verlorenheit - diese unbeschreibliche Dunkelheit - diese Einsamkeit - diese beständige Sehnsucht nach Gott - das in*

meinem Herzen diesen tiefen Schmerz verursacht ... Ich sehne und sehne mich nur nach Gott - und dann fühle ich noch dies ... Er ist nicht da ... Die Tortur und den Schmerz kann ich nicht erklären.“ Im schmerzlichen Gefühl der Abwesenheit Gottes lernte Mutter Teresa, zwischen dem Glauben an sich und dem „Gefühl des Glaubens“ zu unterscheiden. Dabei war ihr die Schmerzensmutter Lehrmeisterin, die auch in ihrer dunkelsten Stunde, auf Golgata, unerschütterlich an ihrem Glauben festgehalten hatte. Sie half ihr in dieser Prüfung nicht nur, weiter zu glauben, sondern auch, weiter zu lieben

und sich - ungeachtet ihrer eigenen Leiden - um die Not der Armen zu kümmern. Im Oktober 1960 schrieb sie: *„Ich hatte das Gefühl, als ob in mir eines Tages etwas brechen würde ... Verschwunden ist die Liebe für alles und für jeden. Und dennoch - ich sehne mich nach Gott. Ich sehne mich danach, Ihn mit dem letzten Tropfen Leben in mir zu lieben.“*

P. Joseph Langford, der gemeinsam mit Mutter Teresa die Priestergemeinschaft der Missionare der Nächstenliebe gegründet hatte, erzählt in seinem Buch „Mutter Teresa, im Schatten Unserer Lieben Frau“ von einer Vision, in der Maria Mutter Teresa bereits 1947 auf jenes Glaubensdunkel vorbereitet hatte, das begann, als sie ihr Kloster verließ, um zu den Ärmsten der Armen in die Slums von Kalkutta zu gehen: *„Sie sah eine große Menschenmenge, die in Dunkelheit gehüllt war; jene Dunkelheit, die auch sie bald zu teilen hatte. Die Muttergottes stand in der Mitte all dieser Menschen, die sie ihre Kinder nannte. Mutter Teresa sah sich selbst als kleines Kind, das direkt vor Maria stand, so nahe, dass sie genau dasselbe sah wie die Muttergottes und buchstäblich in ihre Gegenwart eingehüllt war.“*

So wandte sich Mutter Teresa in dieser großen Prüfung, die ihr Gott anvertraute, immer

wieder wie ein Kind an Maria. Eines ihrer Lieblingsgebete war dabei das „Gedenke meiner, o Jungfrau“ des hl. Bernhard. Doch als ihr Leiden fast unerträglich wurde, betete sie nur noch den Rosenkranz - ein Ave Maria nach dem anderen - und ergriff so die Hand der Gottesmutter. Im Vertrauen auf ihre Gegenwart schöpfte Mutter Teresa Kraft, um ihren übergroßen Schmerz zu erdulden und immer wieder neu ein Jawort zum Willen Gottes zu sprechen. *„Es gab einen Augenblick, an dem ich mich fast geweigert hätte, es anzunehmen. Bewusst nahm ich den Rosenkranz, und ganz langsam, ohne eigentlich zu meditieren oder nachzudenken, sagte ich ihn langsam und ruhig. Der Augenblick ging vorüber, doch die Dunkelheit ist so dunkel, und der Schmerz ist so schmerzvoll. Doch ich nehme das an, was immer Er gibt, und ich gebe, was immer Er nimmt.“* Maria wurde für Mutter Teresas Leben wie ein Leuchtturm, von dem sie sich in ihrer Dunkelheit den Weg weisen ließ. Auch wenn sie selbst das Licht nicht erlebte, legt ihr Werk doch Zeugnis dafür ab. *„Unbeflecktes Herz meiner Mutter, hab Mitleid mit deinem armen Kind. Aus Liebe zu dir möchte ich als ‚Missionarin der Nächstenliebe‘ leben und sterben.“*

Quelle: Mutter Teresa,
Komm, sei mein Licht, Pattlochverlag 2007

Die Frau im schwarzen Gewand

Noch nie habe ich ein persönliches Zeugnis über die Hilfe der Gottesmutter für meine Priesterberufung geschrieben, und vor allem nicht über das „Wunder“ der „Frau im schwarzen Gewand“, die mir beim Fliegen das Leben rettete.

Doch als mich P. Paul Maria, mein geistlicher Vater, bat, es „aus Liebe zur Gottesmutter“ zu tun, wie hätte ich da ablehnen können!

Gleich zu Beginn möchte ich dankbar sagen, dass meine Berufung zum Priestertum ganz und gar ein Geschenk der Gottesmutter war. Natürlich ist es immer der Herr, der beruft, doch Seine Mutter spielte bei meiner Berufungsgeschichte eine besondere Rolle. Schon vor meiner Geburt am 4. Juli 1962 weihte mich Mama in ihrem Schoß der Gottesmutter und betete, ohne zu wissen, ob es ein Junge werden würde: „*Maria, gib, dass er gesund ist und gut wird wie Jesus.*“ Etwas, was mir mein Vater in der Kindheit erzählte, stimmte mich immer wieder nachdenklich: Am Tag meiner Geburt hatte er mich nämlich in seine Arme genommen und auf die Frage eines Freundes, was wohl einmal aus mir werden würde, geantwortet: „*Er wird Priester sein!*“ Oft fragte ich ihn, warum er das gesagt hatte, und seine Antwort war immer dieselbe: „*Ich weiß nicht, es war einfach stärker als ich.*“ Als Schuljunge spürte ich selbst mehrere Male in meinem Herzen, dass Jesus mich vielleicht zum Priester berufen wollte, doch ich hatte Angst, und mein Lieblingsgebet lautete damals: „*Herr, ich möchte heiraten und eine schöne Familie haben, aber Dein Wille geschehe.*“ Dieses „*Dein Wille geschehe*“ anzuhängen, kostete mich sehr viel, denn ich ahnte ja, dass der Herr möglicherweise andere Pläne mit mir haben könnte. Dennoch sprach ich diese Worte ganz bewusst aus, da ich mir sicher war: Wirklich glücklich werden kann ich nur, wenn ich Gottes Willen erfülle. Viele Beweise der Liebe Jesu habe ich im Laufe der Jahre erhalten, doch war es bei mir ein wenig wie bei den Emmausjüngern, die erst am Schluss erkannten, dass es wirklich der Herr war, der sie begleitet hatte. Ein Zeichen erhielt ich z. B. mit 13 Jahren, als ich mit einer Jugendgruppe aus meiner Pfarrei in Ostia nach Rom fuhr und mich gemeinsam mit Hunderten anderen Jugendlichen der Gottesmutter weihte. Der Leiter des marianischen Treffens war Don Carlo de Ambrogio, ein wahrer „Mann Gottes“, der die Bewegung „Gioventù Ardente Mariana“, „Glühende marianische Jugend“ gegründet hatte, um vor allem Jugendliche zur Marienweihe zu führen. Die Atmosphäre an diesem Tag war wunderschön, und diese feierliche erste Weihe an das Makellose Herz

Mariens berührte mich tief. Nie werde ich den Blick dieses Priesters vergessen, und noch heute erinnere ich mich an die Worte, die er mir nach der Hl. Messe in der Sakristei sagte: „*Luciano, ich sehe das Leuchten in deinen Augen. Der Herr liebt dich sehr, und die Gottesmutter hat Pläne mit dir!*“ Auch wenn ich erst später verstand, dass dies eine von Maria gefügte Begegnung mit meiner priesterlichen Berufung war, so begann ich doch von diesem Weihetag an, die Gottesmutter viel bewusster zu lieben. Es war eine einfache Liebe, die mich in Maria immer mehr meine Mutter erkennen ließ, der ich nun oft durch das Beten des „Ave Maria“ konkrete Situationen anvertraute wie etwa das Fliegen, denn mit 14 Jahren begann ich auf die Flugtechnische Schule zu gehen, um Pilot zu werden. So betete ich von Anfang an vor dem Abheben mit meinem kleinen Flugzeug immer drei „Ave Maria“. Als 17-Jähriger durfte ich dann ohne Fluglehrer fliegen, um schließlich mit dem Flugpraktikum diesen Studiengang an der Mittelschule abzuschließen. Das Fliegen war wirklich meine Leidenschaft, vielleicht weil es mir jenes Freiheitsgefühl gab, das dieses Im-Himmel-Sein vermittelt. Ganz sicher aber war ich zu unvorsichtig, ja viel zu unvorsichtig! Eines Tages fuhr ich wie gewöhnlich mit meinem Schulfreund Stefano Ricci, der heute glücklich verheirateter Familienvater ist, zum Flughafen Rom-Urbe. Wir nahmen zwei Flugzeuge, um nach Foligno zu fliegen. Es war ein herrlicher Tag, und wir waren stolz darauf, mit „unseren“ Flugzeugen fliegen zu können, wohin wir wollten. Auf dem Rückflug von Foligno verleitete mich dann mein Übermut zu einem verwegenen akrobatischen Manöver. Stefano hatte es mir auszureden versucht, weil es viel zu gefährlich war, aber ich hörte nicht auf ihn. Was folgte, war eine Katastrophe! Ab einem gewissen Moment verlor ich die Kontrolle über das Flugzeug und stürzte wie ein Stein nach unten. Ich verstand nichts mehr und konnte auch nichts mehr denken. Ich sah nur noch, wie die Erde immer näher und näher kam! Der Tachometer hatte das rote Limit weit überschritten, und mich ergriff Todesangst. Der Boden, auf den ich unaufhaltsam zuraste, war schon greifbar nahe,

und ich konnte nur noch laut rufen: „*Dio mio, salvami! Mein Gott, rette mich!*“ Dann riss ich mit letzter Kraft den Steuerknüppel an mich, um das Flugzeug wieder nach oben zu bringen und an Höhe zu gewinnen. Bis heute weiß ich nicht, wie bei solch extremer Geschwindigkeit dieses letzte, eigentlich unmögliche Manöver gelingen konnte und die Maschine plötzlich wieder aufstieg. Nur eines ist mir noch deutlich vor Augen: Während es wieder nach oben ging, bebten die Tragflächen des Flugzeugs wegen der riesigen Belastung wie Blätter im Wind, und ich zitterte noch mehr! Eine halbe Stunde später, beim Verlassen des Cockpits, war ich immer noch wie gelähmt vor Furcht. Mein Freund, der das Ereignis von seinem Flugzeug aus mitverfolgt hatte, sagte nur einen Satz: „*Ich habe dich schon tot gesehen.*“ Als meine Mutter mich einige Tage später fragte, ob beim Fliegen alles gutgegangen sei, antwortete ich einsilbig mit „*Ja!*“, ohne den Vorfall zu erwähnen, um sie nicht zu beunruhigen. Doch sie fuhr unbeirrt fort: „*Ich hatte vor kurzem einen eigenartigen Traum, in dem ich dein Flugzeug abstürzen sah, und als du dich nicht mehr retten konntest, erblickte ich plötzlich eine Frau in schwarzem Gewand auf einem Feld, die säte. Auf einmal hob sie ihre Augen zum Himmel, und in dem Moment konntest du wieder an Höhe gewinnen. Aber weißt du, was mich am meisten beeindruckte? Als ich einige Tage darauf deine Wäsche einordnete, fand ich zwischen den Pullovern dieses Bild, von dem ich nicht weiß, woher es kommt.*“ Bei diesen Worten zeigte sie mir ein kleines Bild, das auch ich noch nie zuvor gesehen hatte, und erklärte: „*Das ist genau die Frau im schwarzen Gewand, wie ich sie im Traum gesehen habe!*“ Ich erinnere mich noch so gut, wie ich das Bild in die Hand nahm, es umdrehte und auf der Rückseite las: „*Ich bin die Unbefleckte Empfängnis, ich bin die Quelle der Barmherzigkeit. Ich säe die Gnaden, die ihr einmal ernten werdet.*“ Da stand für mich fest: Die Gottesmutter hatte mir das Leben gerettet! Erst dann erzählte ich Mama alles, und wie sehr doch ihr Traum der Wirklichkeit entsprach. Bis zum heutigen Tag weiß sie noch

jedes Detail dieses Traumes, als wäre alles erst gestern geschehen. Ich aber bewahre seither das Bild der „Frau im schwarzen Gewand“ sorgfältig auf, als sichtbares Zeichen ihrer Gegenwart und ihres wunderbaren Eingreifens in mein Leben. Ja, ich muss gestehen: Die Gottesmutter umgab mich immer mit ihrer Liebe und ihrem Schutz, wobei sie sich vor allem auch meiner Mutter bediente, zu der ich gerne sage: „Du bist mein Fels!“ Ich weiß, nur Jesus ist der Fels, und doch nenne ich meine Mutter gerne so, denn durch ihr Gebet und ihre vertrauensvolle Auslieferung an den Herrn spüre ich als Priestersohn ihre geistige Hilfe wirklich so stark wie einen stützenden Fels.

Am Ende der Schulzeit trat ich mit 19 Jahren in Livorno in die Militärakademie der Marine ein, um Offizier zu werden. Das Militärleben an sich zog mich nicht an, doch ich wollte ganz einfach weiterhin fliegen. Bevor ich jedoch mit der Ausbildung begann, pilgerte ich noch nach Lourdes, um Maria bewusst meine Zukunft anzuvertrauen. Dort lernte ich ein liebes Mädchen aus Rom kennen, das die Kranken begleitet hatte. Sie war sehr gläubig, besuchte täglich die Hl. Messe und betete den Rosenkranz. Wir verliebten uns und übergaben der Gnadenmutter von Loreto bei einer gemeinsamen Wallfahrt unsere Zukunft. Wir trafen uns nur einige Male, da ich ja in Livorno und sie in Rom lebte. Mir ist noch gut im Gedächtnis, wie ich in der Kaserne jeden Abend vor dem Einschlafen eine kleine Lourdesstatue in die Hände nahm und - bevor ich mir das Kreuzzeichen mit Weihwasser machte - immer zur Immaculata betete: „*Brich du diese Freundschaft ab, wenn Gott etwas anderes mit mir vorhat!*“ Und genau so geschah es! Nach den ersten Briefen, die wir uns geschrieben hatten, kam keine Antwort mehr von ihr, und ich nahm dies als ein Zeichen der Gottesmutter. Erst Jahre später - ich war bereits in meiner Gemeinschaft - hörte ich meine ehemalige Freundin zum ersten Mal wieder am Telefon. Als ich ihr erzählte, dass ich inzwischen auf dem Weg zum Priestertum sei, antwortete sie ernst: „*Das habe ich mir schon gedacht! Du wirst es mir vielleicht nicht glauben, aber immer, wenn ich damals zum Kugelschreiber*

greifen wollte, um dir in die Akademie zu schreiben, war es mir, als würde mich eine Hand daran hindern. So dachte ich, Gott hat vielleicht anderes mit dir vor.“

Die Gottesmutter war es, die mich in die „Familie Mariens“ geführt hatte und mich in Zeiten der Prüfung stützte. Sie war es auch, die mich bis

Fatima begleitete, wo ich am 8. Dezember 1992 glücklich zum Priester geweiht wurde. Es waren die ersten fünf Weihen in unserer geistlichen Familie, und ich war der Jüngste der fünf Neupriester. Auch ich durfte unverdient dabei sein, denn „die Frau im schwarzen Gewand“ hatte mich für diese Berufung gerettet.

Lucia und Martin

Tatsächlich ist das Finden eines christlichen Ehepartners heute für viele gläubige Jugendliche oft ziemlich schwierig. Wie dabei die Gottesmutter eine entscheidende Rolle spielen kann, wenn man es ihr erlaubt, zeigt folgende Liebesgeschichte zweier junger Leute aus Deutschland, die von der „Mutter aller Völker“ zu einem glücklichen Paar zusammengeführt wurden. Am 16. Juni 2007 gab sich das strahlende Brautpaar Lucia (Ärztin) und Martin (Schreiner) Hecker-Bode in Teisendorf/Bayern das Jawort. Der Weg bis zum Traualtar aber war nicht ganz so leicht. Darüber erzählt das junge Paar selbst.

„Mutter aller Völker, zeig du ihn mir!“

Lucia: Alles begann bei mir mit einer zerbrochenen Beziehung. Ziemlich verzweifelt fuhr ich zu Pfingsten 2004 mit meinen Eltern zum 6. Internationalen Gebetstag nach Amsterdam. Dort berührte mich am meisten das überlebensgroße Bild des Barmherzigen Jesus, dem ich mein Leid klagte: „Jesus, Du siehst, dass ich unfähig bin, mir selbst den richtigen Partner zu suchen.“ Und zur Gottesmutter flehte ich: „Hilf mir, liebe Mutter aller Völker! Hier in der großen Menge wird doch wohl einer dabei sein, der zu mir passt. Zeig du ihn mir! Ich selbst suche mir keinen Mann mehr. Ich will nur denjenigen kennenlernen, den du mir zuführst.“ Ein halbes Jahr später, im November, begegnete ich dann Martin zum ersten Mal. In Westfalen, in einem Gesundheitszentrum, wo ich ein Praktikum

machte, sahen wir uns während einer Woche jeden Tag, redeten aber wenig miteinander. Erst zum Schluss kamen wir ins Gespräch und auch gleich auf die Frau aller Völker zu sprechen, die wir beide verehrten.

Martin : Da mein Vater an der Parkinson-Krankheit leidet, begleitete ich ihn für eine Woche zu einer Therapie nach Westfalen. Eine junge Ärztin, die ich manchmal in der Praxis sah, hatte es mir sehr angetan. Aber erst am letzten Tag nahm ich mir ein Herz, gab ihr meine Telefonnummer und sagte: „Wenn du mal in Bayern bist, melde dich doch.“ Darauf antwortete sie: „Vielleicht sehen wir uns ja beim Gebetstag in Amsterdam. Du fährst doch da immer hin!“

Lucia : Mittlerweile verstrichen wieder sechs Monate, und der 7. Gebetstag in Amsterdam Anfang Mai 2005 rückte näher. Auf der Hinfahrt war ich ziemlich aufgeregt: „*Vielleicht sehe ich Martin aus Bayern, auch wenn es sehr unwahrscheinlich ist bei so vielen Menschen.*“ Kaum angekommen, ging ich mit meiner Schwester zur Hl. Beichte. Wir fanden zwei freie Plätze vor den Beichtstühlen, und um mich vorzubereiten, schloss ich die Augen. Als ich einmal kurz aufschaute, kam gerade in diesem Moment Martin vorbei!

Martin : Ja, tatsächlich ging auch ich am Morgen des Gebetstages zur Hl. Beichte, setzte mich in eine Stuhlreihe und versuchte mich zu

konzentrieren. Da aber reges Treiben herrschte, stand ich auf, ging aus der Halle und bereitete mich draußen - etwas abseits - vor. Als ich dann nach etwa 20 Minuten zu meinem Stuhl zurückkam, saß sie auf meinem Platz und schaute in dem Moment zu mir auf. Wir waren beide fassungslos. Mir klopfte das Herz bis zum Hals. So lernten wir uns im Laufe des Tages näher kennen, und zwei Jahre später heirateten wir. Wer da noch an Zufall glaubt, dem ist nicht zu helfen! Wir jedenfalls sind sicher: Die Mutter aller Völker hat uns zusammengeführt.

Maria hat mir das Leben gerettet

1992 kamen die ersten Missionarinnen unserer Gemeinschaft für eine Sommermission nach Kiew in die Ukraine. Da für uns das Land, das Volk, die Sprache, ja alles neu und fremd war, waren uns die Karmelschwestern eine große Hilfe, deren kleines Kloster wir inmitten eines großen Gartens entdeckt hatten. In allen Angelegenheiten durften wir die Schwestern um Rat fragen, und bald waren wir gute Freunde.

Mutter Magdalena Zakrzewka, die damalige Priorin und Gründerin dieses Karmels, erzählte uns bei einem unserer Besuche Beeindruckendes aus ihrem Leben.

Mutter Magdalena lebt mit ihren bereits 85 Jahren jetzt im Karmel von Dys bei Lublin in Polen. Trotz ihres Alters ist sie geistig frisch und hat noch immer einen unglaublichen Seeleneifer, der sie bereits als kleines Kind auszeichnete. Mutter Magdalena erinnert sich: „*Als ich einmal als kleines Mädchen mit meinem Vater spazieren ging, schaute ich zum Himmel hinauf, und dabei fiel mir auf, dass unsere Kirchtürme nicht nur unterschiedliche Kuppeln, sondern auch unterschiedliche Kreuze hatten. Manche hatten nur einen Querbalken, andere dagegen zwei. Und wie*

Kinder so sind, möchten sie alles ergründen. So erklärte mir mein Vater, dass das eine das Kreuz der Katholiken sei, das andere jenes der orthodoxen Christen. Obwohl ich noch klein war, begriff ich etwas vom Schmerz der Trennung der beiden christlichen Kirchen und begann von da an, in meinem Kindesherzen für die Einheit der beiden Schwesterkirchen zu beten. Bis heute ist diese Sehnsucht nach Versöhnung und Einheit in mir lebendig geblieben, und ich bin bereit, Gott mein Leben dafür anzubieten.“ In ihrer Geburtsstadt Warschau ging Magdalena zur

Schule, und als der Blitzkrieg Hitlers gegen Polen ausbrach, wurde die Schülerin eines Tages durch die Gottesmutter augenscheinlich aus größter Gefahr gerettet: *„Es war 1939, ich war gerade 16 Jahre alt, und der Nationalsozialismus breitete in Polen immer stärker seine Macht aus. So war jeder, der das Haus verließ, verpflichtet, seinen Personalausweis bei sich zu tragen, um seine Identität nachweisen zu können. An jenem denkwürdigen Tag hatte ich es sehr eilig. Meine Mutter lag herzkrank im Bett, und der Jesuitenpater Sliwinski wollte die Hl. Messe für sie feiern. Rasch ergriff ich die Handtasche meiner Mutter, in der das Geld für die Fahrkarten war, und machte mich auf den Weg zur Straßenbahn, die mich zur Kirche nahe bei der Kathedrale von Warschau bringen sollte. In der Nähe der Haltestelle Wilenski stoppten Gestapoleute die Straßenbahn und kommandierten alle Fahrgäste grob hinaus. Drei Lastwagen standen bereit, die uns aufnehmen sollten. In meiner Not begann ich zu beten und suchte beim Aussteigen aufgeregt nach meinem Personalausweis. Doch in der Handtasche meiner Mutter war er nicht zu finden. Mein Blick fiel zufällig auf eine Werbesäule auf der anderen Straßenseite, auf der in großen Buchstaben zu lesen war: ‚Wer ohne Kennkarte angetroffen wird, auf den wartet der Tod!‘ Verzweifelt kramte ich weiter in der Tasche, in der Hoffnung, vielleicht wenigstens meine Taufbestätigung zu finden, um mich damit ausweisen zu können. In diesem Moment kam ein Gestapomann auf mich zu, riss mir die Tasche aus der Hand und wühlte selbst darin herum. Plötzlich stutzte er, wurde ganz ruhig und holte vorsichtig ein Bild der Immaculata heraus. Dabei murmelte er mit tiefer Stimme: ‚Ja, Maria.‘ Und schon packte er mich entschlossen beim Arm, stieß mich vom Wagen zurück in die Straßenbahn und befahl dem Schaffner: ‚Losfahren, aber*

schnell!‘ Die vier Stationen von Wilenski bis zum Castello fuhr die Straßenbahn, ohne anzuhalten. Auf diese Weise kam ich sogar noch rechtzeitig zur Hl. Messe. Aber wovor mich Maria damals wirklich gerettet hatte, erfuhr ich erst viel später.“

Bedingt durch die schwierige Lage im Zweiten Weltkrieg konnte Magdalena nur im Geheimen das Abitur machen. Gleich anschließend wollte sie ihrem Herzenswunsch folgen und in den Karmel eintreten. Doch ihre Eltern wünschten, dass sie das Medizinstudium beginnen und als Internistin abschließen sollte. In der folgenden Studienzeit hatte die junge Medizinerin ein weiteres auffallendes Erlebnis:

„Während der Kriegsjahre half ich im Untergrund zusammen mit meinem Bruder den polnischen Soldaten. Darum hatten wir daheim zur Sicherheit eine Pistole versteckt. Eines Nachts jedoch hörte ich im Traum die Stimme der Gottesmutter, die mich aufforderte: ‚Gib die Waffe weg!‘ Überzeugt von der Echtheit des Traumes, befolgte ich diesen Rat gleich am nächsten Morgen. Tatsächlich durchsuchten Gestapoleute genau an diesem Tag unser Haus nach verbotenen Waffen, und mir wurde dankbar bewusst, dass Maria mir das zweite Mal offenkundig das Leben gerettet hatte, und diesmal auch meiner Familie.“

Im Jahr 1943, nach der Zerstörung Warschaus durch die deutschen Truppen, zog Magdalena mit ihrer Familie ins westliche Polen, nach Poznan, wo sie ihr Medizinstudium abschließen konnte und als frisch diplomierte Ärztin bei der Ersten Hilfe Arbeit fand. Immer wieder wurde die Hilfe der sehr fähigen und zudem frommen Ärztin auch von den Karmelitinnen der Stadt erbeten. Magdalena ihrerseits fühlte sich bei den Schwestern gleich wie zu Hause, und nur kurze Zeit später trat sie 1952 selbst in den Karmel von Poznan ein.

Eine schwere Prüfung

Von Anfang an fiel allen der frohe Eifer auf, mit dem Sr. Magdalena alle Arbeiten bewältigte. Und so war sie überall gern gesehen, ob auf der Krankenabteilung, an der Pforte oder in der Küche. Immer öfter kam es vor, dass die junge Karmelitin im Dienst an ihren Mitschwestern beim Gemeinschaftsgebet fehlte. Obwohl sie um den Wert eines jeden Liebesdienstes wusste, führte sie diese Situation schließlich in eine Prüfung. War sie nicht in den Karmel eingetreten, um hier ein kontemplatives Leben zu führen? Wenn schon viel äußere Arbeit, wäre es dann nicht besser, in die Welt zurückzukehren, um dort ein Krankenhaus nach christlichen Maßstäben zu gründen? Diese Prüfung, den Karmel zu verlassen und ein Krankenhaus zu eröffnen, wurde immer stärker. Auch ihr Beichtvater war nicht abgeneigt, in diesem Wunsch eine von Gott inspirierte Idee zu sehen. Als Sr. Magdalena dann aufgrund einer schweren Lungenentzündung für einige Zeit zur Erholung in den Karmel nach Warschau musste, war sie entschlossen, nicht mehr in ihr Mutterhaus zurückzukehren. Nun aber griff die Gottesmutter ein und schenkte Sr. Magdalena ein klares Zeichen: *„Ich sah mich in einem Traum wieder wie damals in jener Straßenbahn und dann auf einem der drei Lastwagen, in den mich die Gestapo damals hineingepfercht hatte. Doch diesmal stieß man mich nicht zurück in die Straßenbahn, sondern inmitten der vielen anderen Gefangenen fuhr ich auf ein weites Gelände. Wir wurden aufgefordert auszusteigen und kamen - von SS-Männern mit Maschinengewehren bewacht - durch ein großes Tor, über dem die Worte standen: ‚Arbeit macht frei.‘ Wir gingen durch dieses Tor hindurch, und ich sah lauter Baracken. In der zweiten war ein großer Saal mit Pritschen für die Frauen. Dann stand plötzlich die Gottesmutter neben mir. Sie führte mich vor eine der Holzpritschen und sagte zu mir: ‚Dies wäre dein Platz gewesen! Ich habe dich gerettet, und jetzt willst du nicht*

in den Karmel nach Poznan zurückkehren?‘ Am nächsten Tag kehrte ich sofort nach Poznan zurück, und die Vorsehung zeigte bald, warum mich die Gottesmutter gerade hier haben wollte. In der Zwischenzeit war nämlich entschieden worden, in Bydgoszcz einen neuen Karmel zu eröffnen, und die Kongregation hatte die Priorin und mich dazu bestimmt, dort die neue Gründung zu beginnen. Wie sehr habe ich durch diese Situation gelernt, dass es wichtiger ist, den Willen Gottes zu erfüllen, als an einem Ort seiner eigenen Wahl scheinbar fruchtbarer zu wirken. Dieser Erfahrung bedurfte ich dringend, um dann - nachdem ich in Bydgoszcz einige Jahre Subpriorin gewesen war - unter schwierigsten Bedingungen in Kiew, in der Hauptstadt der Ukraine, einen Karmel zu gründen.“

Als Mutter Magdalena 1991 mit den ersten Schwestern nach Kiew kam, erwarteten sie unvorstellbare Schwierigkeiten vonseiten der kommunistischen Behörden und der Bevölkerung, aber auch aufgrund der Folgen des Reaktorunglücks in Tschernobyl. 1992, ein Jahr nach ihrem Kommen, erzählte Mutter Magdalena uns Missionarinnen: *„Ich erlebte mich anfangs wie einst David vor Goliath. Uns, einigen polnischen Karmelittinnen, die nichts anderes bringen wollten als den christlichen Glauben, stand der atheistische Kommunismus wahrlich als mächtiger Feind gegenüber. Mir war klar: Der einzige Stein, mit dem ich diesen Goliath sicher besiegen werde, ist die Gottesmutter. An alle verteilten wir Wundertätige Medaillen, befestigten sie an unseren Fenstern und Türen zum Schutz gegen Einbrecher und Randalierer und vergruben sie auf dem Grundstück, auf dem wir dann einen ‚richtigen Karmel‘ bauen wollten, denn zunächst lebten wir nur notdürftig in einem alten Bauernhaus. In jeder freien Minute beteten wir den Rosenkranz und erneuerten oft vor dem*

*Kreuz in unserem Garten die Weihe an die
Gottesmutter.“*

Heute leben im neuen Kiewer Karmel 13

Schwestern. Die Oberin und einige der
Schwestern kommen bereits aus der Ukraine.

*„Wenn du im Strudel dieses Lebens
hin- und hergeworfen wirst,
wende niemals deine Augen ab vom Glanz
dieses wunderbaren Sternes, von Maria!
Wenn die Stürme der Anfechtung sich erheben
und du an den Klippen der Trübsal zu zerschellen drohst,
blicke auf zu Maria!“*

Aus dem berühmten Mahnruf
des hl. Bernhard von Clairvaux